

[23]

Unter der Asche.

Roman von F. Haidheim.

Adolf v. Fußgart entschuldigte sich, er habe mehrfach geklopft und zuletzt geglaubt, die Thüre öffnen und sich auf diese Weise melden zu dürfen. Die strahlende Freude war wie mit einer harten Hand von seinem Gesicht gestreift. Adriana sah es sofort. Sie glaubte aber, ihn bedrücke vielleicht die Sorge, wie der Baron Leo's Rückkehr aufnehmen werde, und weil sie seit einer oder zwei Stunden eine lebhaftere Theilnahme für ihn fühlte, ging sie ihm entgegen und sagte, auf ihren Gatten blickend: „Er weiß alles, Herr Assessor, er ist froh über die guten Nachrichten für Sie!“ Unwillkürlich war ihr diese Wendung einschläpfend.

„Für mich? Ich hoffe, Baron, Sie gestehen Leo zu, daß er Ihre wie auch meine Erwartungen von seiner Zuverlässigkeit übertroffen hat? Und daß er auf guten Empfang rechnen darf?“

„In der That, Adolf, ich bin frappirt! Man sollte wirklich keinen so aufgeben. Darf ich den Brief lesen?“ fragte der Baron.

Fußgart zögerte, er war selbst, nachdem er seiner Mutter den Brief vorgelesen hatte, auf den Ton desselben aufmerksam geworden. Im Anfang hatte ihn die Ueberraschung nur zwei Umstände klar empfinden lassen. Leo kam als wohlhabender Mann zurück, Leo war Miry treu geblieben. Und seine Phantasie hatte ihm den Bruder so oft schon als verkommenen Bettler gezeigt.

Indeß war der Wunsch des Barons berechtigt, und er gab den Brief hin. Auf Adriana's Gesicht lag so unverkennbar der Wunsch, diesen Leo, dessen Existenz so lange wie ein alle frische Entfaltung hemmender Schatten auf Miry's Leben gelegen hatte, kennen zu lernen, daß Fußgart nicht umhin konnte, auch sie zur Lektüre aufzufordern.

Sie lehnte sich auf ihres Mannes Schulter und sah mit in das Blatt.

Noch kaum zur Hälfte war Laura damit gekommen, als sich seine Stirn in düstere Falten zog und, als er geendet hatte, sagte er mit finsternem Blick:

„Ihre Freude ist mir so begreiflich, Adolf, daß ich wohl annehmen darf, Sie werden meine Gefühle ebenso verstehen. Der junge Herr nimmt die Abgötterei, die meine Mamsell Penelope diese Jahre her mit ihm, Gott sei Dank nur per Distanz, getrieben hat, sehr leger und sehr als — na ich weichen wir, ich will Sie nicht betriben. Aber gestatten Sie mir, meine eigene endgültige Entscheidung abhängig zu machen von dem Urtheil, welches ich mir über ihn erst im persönlichen Verkehr bilde. Für jetzt kommt er mir noch wenig verändert vor.“

„Ich kann nichts dagegen sagen, Baron. Miry schien den Herzenston, welcher durch all den Leichtsinns Klingt, nicht mißzuverstehen; aber sie war zu tief erschüttert, sie muß sich erst an die Freude gewöhnen, gerade wie meine arme Mutter,“ erwiderte Adolf v. Fußgart. Er sah abgepannt und unruhig aus.

„Großer Gott, wie er sich täuscht über Miry! Wie blind diese Männer neben den Frauen hergehen,“ dachte Adriana wieder mit Schrecken.

Der Baron hatte unterdeß einige Worte über seine aufrechte Theilnahme an Frau v. Fußgart ausgesprochen.

„Wenn ich —“, begann Adolf v. Fußgart zögernd.

Eine Dienerin erschien in diesem Augenblicke und rief Adriana ab. Mit einem erleichterten Aufathmen sah der Assessor der schlanken, stattlichen Erscheinung nach.

„Baron, ich bitte Sie inständigst, gehen Sie noch einmal zu meiner Mutter!“ rief er dann mit gedämpfter Stimme, aber sichtbarer Aufregung. „Ich fürchte — ich fürchte, wir haben es bei ihr mit einem schon stark vorgeschrittenen — Baron — ich glaube, wir sollten einen erfahrenen Psychiater den Zustand meiner Mutter untersuchen lassen.“

Er stieß das alles stöckend, ganz blaß und geschüttelt von Entsetzen hervor.

„Adolf! Wie? Was ist Ihnen widerfahren?“ rief der Baron erschrocken, denn Adolf v. Fußgart hatte niemals auch nur einen ähnlichen, von anderen öfter ausgesprochenen Argwohn gehabt. Er war ein ruhiger Mensch, ruhig durch strenge Selbsterziehung.

Adolf v. Fußgart erzählte, während beide Männer, um ungestört zu sein, in den Garten hinabgingen.

Er hatte seine Mutter in einem heftig erregten Gespräch mit dem Hofbesitzer Husmann getroffen, dessen Stirn noch jetzt Spuren von dem Peitschenhiebe des Barons trug, und der schon so früh am Morgen stark nach Branntwein roch. Husmann hatte ihr erzählt, der Baron habe ihn geschlagen, Gerner auf ihn geschossen, einfach, weil er sein Hausrecht gewahrt, auch von den zwei Fräulein hatte er geredet. Fußgart, der nichts von dem Rencontre erfahren hatte, verstand den Zusammenhang nicht. Diese Erzählung des Bauern war unterstützt worden durch einen verlumpten fremden Menschen, der auch von Mißhandlungen seitens des Barons klagte.

„Das wird der Ströck sein, den ich neulich vom Hofe jagte, ein ganz elender Kerl, welcher mich in frecher Weise mit Betteln molestirte und gutwillig nicht gehen wollte; er hatte eine total blaue Nase, vertrannt sicher jeden Pfennig,“ schob der Baron ein.

Auch noch mehr Leute waren, da der Jahrmart sie herführte, in die Mühle gekommen, seine Mutter hatte in gewohnter Aufregtheit mit den Leuten, besonders dem Husmann in der Müllestube gesprochen, auch von des Barons Parteinahme für Gerner war geredet worden. Fußgart vermochte das alles aber nur so weit zu hören, wie es eben durch die offene Thüre möglich und verständlich wurde, denn er schickte das Mädchen hinein, seine Mutter herauszurufen.

„Ich kenne ihre Exaltation schon so genau, daß ich wußte, sie hielt mich sonst dort zwischen diesen Leuten fest, und ich mußte doch wohl einen ihrer Ausbrüche über mich ergehen lassen, das wollte ich vermeiden,“ fuhr der Assessor fort. „Aber weit entfernt, meiner Bitte Folge zu leisten, obgleich ich ihr sagen ließ, es seien glückliche Nachrichten von Leo gekommen, wies sie das Mädchen heftig ab und erzählte nun ihrerseits, Gerner's Tochter habe sich neulich breit vor sie hingestellt und ihres Unglücks hohnlachen gespottet. Dann redeten sie von Gespenstern, und einer hatte eben von der alten Mutter Huser erfahren, Gerner gehe nachts oder spät abends mit einer Leuchte im Kloster umher. Er suche angeölich seinen Ring, aber das sei natürlich nur Ausrede. Und diese letzte Nachricht, Baron, machte meine Mutter wieder freischen vor Wuth und Aufregung, sie sprach so laut, daß ich es vor der Mühle, wo ich auf und ab ging, hörte; stellen Sie sich meine Gefühle vor! Und als ich endlich sie selbst aus der Müllestube herausholte, wo es von Branntwein und schlechtem Tabak unerträglich roch, als ich ihr von Leo sagte, Leo's Brief vorlas, da hatte sie weder Gehör noch Empfindung für meine Nachricht, sondern sprach nur mit ganz irrünftig funkelnden Blicken davon, daß Gerner sich selbst verrathen würde, daß ihm die Gewissensangst keine Ruhe ließe.“

Auf eine Bank war der unglückliche junge Mann niedergesunken und barg sein Antlitz, seine zuckenden Mienen in beiden Händen.

Der Baron sah ihn tief erschrocken und mittheilig an.

„Was ist das mit Annita?“ fragte nach einigen Augenblicken der Assessor, indem er aufblickte.

Wie klang sein Ton so unbeschreiblich traurig und wie hoffnungslos blickten seine Augen!

Den Baron wunderte die Frage nicht, er war selbst zu beschäftigt mit den unruhigen Gedanken, welche der Assessor in ihm angeregt hatte.



„Mit Annita?“ Dann erzählte er, was er von Alig gehört.

„Mein Gott, mein Gott!“ murmelte Adolf Lußgart, und jetzt freilich befremdete den Baron seine fieberhafte, aber streng unterdrückte Erregung.

Die beiden Männer überlegten dann, daß Adolf an den berühmten Professor L. schreiben solle, und der Baron gab sich alle Mühe, die tiefe Niedergeschlagenheit des jungen Freundes, der ihm fast ein Pflegejohn war, hinwegzuplaudern.

Lußgart blieb zu Tisch. Auch Alig erschien. Sie war äußerlich ruhig und wie sonst, aber es lag etwas in ihrem Wesen, was den Eltern wie dem Assessor Schweigen auflegte, Schweigen über Leo. Selbst eine gelegentliche, unbeabsichtigte Bemerkung schien sie so zu erschrecken, daß sie bleich und roth wurde.

„Sonderbares Frauenzimmer!“ dachte der Baron. Seiner Meinung nach hätte ja Alig jetzt jubeln und triumphiren sollen; Leos Bruder hielt ihr Wesen für Befangenheit ihrem Vater gegenüber.

Nachmittags war Adolf v. Lußgart noch einmal bei seiner Mutter gewesen. Er hatte sie jetzt wieder so viel ruhiger gefunden und so voll Freude über Leos Glück und Rückkehr, daß er sich selbst der Uebertreibung ihres Zustandes hätte anklagen mögen, wenn die Thatfachen nicht unteugbar gewesen wären.

Im ganzen schied er beruhigter, ja, er zweifelte schon wieder, ob ein Brief an den Professor L. geboten sei. Alig gab ihm die Hand und sagte mit bebenden Lippen: „Wie werden Leo und ich uns verändert finden! So viele Jahre, und jedes ist seiner Natur nach gewachsen!“

Er fand dies Bedenken gar nicht so unnatürlich. Alig sah heute, blaß und aufgeregter wie sie war, zudem gar nicht gut aus; Leo, der bildhübsche Leo, legte viel zu hohen Werth auf Schönheit. Würde er befriedigt sein, wenn „Penelope“ ihm so, lichtlos und verflümmert, entgegentrat?

„Und doch ist das seine Schuld! Sie sah alle diese Monate so frisch und hübsch aus! Man sagt doch, die Freude verschönere.“

Das fuhr ihm durch den Sinn, aber ein anderer Gedanke hatte ihm den ganzen Tag viel mehr zu schaffen gemacht, der an Annita Gerner, und der wollte auch jetzt nicht weichen.

Wie mußte dies Mädchen — ach — Tag und Nacht dachte er seit Monaten an sie! — über ihn und seine Mutter urtheilen?

Als er durch das Dorf schritt, herrschte dort das bunte Jahrmarttsgewühl, wie es sich gegen Abend zu entfalten pflegt. Der Handel ruht, außer in den Marktbuden; in den Schenken wird getanzt, getrunken, geschrien und geläut, das Lachen und Schäkern der gepuzten Bauernmädchen, welche auf den Straßen zu sechsen oft mit ineinandergeschlungenen Armen spazieren und von ihrem Galans begleitet werden, die spielenden Kinder, welche sich glücklich über all die bunte Herrlichkeit durch die Menge schieben, und dazu das wirre Gemisch der Töne, das alles, was Adolf Lußgart früher oft amüßirt hatte, als der Ausdruck der Volksfreude, berührte ihn heute unangenehm. Er wollte eben in jenen schmalen Durchgang biegen, welcher zu Klaras Wohnung führte, als er erschreckt stehen blieb. Eine tobende Stimme traf sein Ohr.

Gleichzeitig sah er Gerner durch das Menschengewühl daherkommen und unmittelbar hinter ihm den Husmann, stark

betrunken und auf das roheste schimpfend; offenbar galt dies Gerner.

Die Menge schob sich zusammen; er konnte nicht durch und sah sich nach einem Polizisten um, deren mehrere hier sein mußten, fand aber keinen derselben; jetzt hatte sich schon ein dichter Knäuel vor einer Schenke gebildet, mehrere Stimmen mischten sich drohend und herausfordernd in das Toben, man hörte die Stimme Gerner's im herrlichen Ton, und im Nu stauete sich die Menschenmenge zu einem fast undurchdringlichen Haufen.

Was sie schrien, konnte er nicht verstehen, ein furchtbares Toben, Drohen und Höhnen schien aus den Stimmen zu klingen. „Man insultirt Gerner!“ sagte er sich und mit aller Gewalt suchte er diesen Haufen zu durchbrechen, in dessen Mitte das Schreien und Lärmen sich vermehrte. Zugleich nahm die Aufregung dort bedenkliche Dimensionen an. Er wollte, in seiner Unruhe und an die Scene denkend, die er am Morgen in der Mühle erlebt hatte, mit Festigkeit sich Bahn brechen. Man drängte ihn schimpfend zurück, rätsonnirte, stieß und ballte sich um so fester zusammen. Plötzlich klang ein gellender Aufschrei aus dem Haufen. Das war wieder Gerner's Stimme! Mit der Ueberzeugung der dringendsten Gefahr für diesen warf Lußgart sich ungestüm auf die Nächststehenden, sie kannten ihn zufällig, man ließ ihn durch, als gehöre er zuerst hierher, und jetzt war es plötzlich ganz still geworden; aus aller Augen blickte der Schrecken, und Adolf v. Lußgart stand vor dem zur Erde gesunkenen Gerner, der blutüberströmt und blaß wie der Tod mit zitternden Händen sich selbst ein Taschentuch auf den Hals zu drücken suchte, von wo der breite Blutstrom sich über sein Hemd und seinen Rock ergoß.

Dabei wogte die Menge hin und her; Lußgart sah oder glaubte zu sehen, daß ein Mensch von anderen in wilder Hast fortgerissen wurde. Doch dazu war jetzt keine Zeit. Ein Blick aus Gerner's Augen traf ihn, als er, so gewaltsam sich Bahn brechend, neben diesem erschien, ein Blick des Schreckens, als sei er ein neuer Feind, ein Blick, den er nie vergessen konnte, und von welchem eine Sprache ausging, die in einem einzigen Worte mehr als Bücher sagte.

„Was ist? Was ist vorgegangen? Sind Sie verwundet?“ schrie Lußgart auf und bückte sich über Gerner.

Dieser suchte nochmals zu sprechen, und die Vergeblichkeit seiner Bemühung erkennend, vielleicht auch schon vom Blutverlust matter werdend, breitete sich eine bleierne Blässe über sein Gesicht. Er zeigte, daß er einen Stich in den Hals erhalten habe; aber schon hatte man die Thatfache gemurmelt, und indem Lußgart den Leuten zurief, ihm zu helfen, den Verwundeten fortzutragen, stoben dieselben, von Furcht und Entsetzen gepackt, auseinander. Keiner hörte, keiner blieb stehen, sie wollten alle nichts gesehen haben, nicht Zeuge gewesen sein.

Außer sich über diese Menschen, verzweifelt und lebend, daß Gerner zurückfiel und bewußtlos wurde oder starb, schrie er befehlend den Nächststehenden zu, man sollte ihm helfen, und zögernd kam der Wirth mit seinem Knecht, da aber, Gott sei Dank, auch der alte Huser, so schnell seine Beine ihn trugen.

„Schiden Sie zum Baron! Reiter zum Arzt! Laufend Sie, Huser! Helft ihr mir anfassen, aber wohin mit ihm? Seine Tochter erschrickt zum Tode!“ rief Lußgart.

„Nicht in mein Haus,“ bat ängstlich der Wirth, „mir gehen alle Leute weg!“

O, sie dachten alle nur an sich. (Fortf. folgt.)

Ohne Urlaub.

Von Alex. v. Degen.

Herr von Wolf und Ilse waren gegen Mittag wohlbehalten in Siegsburg angekommen, von Graf Weil und dessen Gemahlin auf das Liebenswürdigste aufgenommen.

„Wann wohl Egon hier sein wird?“ fragte Ilse den Vater, als beide die behaglich eingerichteten Gastzimmer betraten.

„Nun, vor drei Uhr nicht, Kind,“ lächelte der Vater, „nur Geduld!“ Er strich liebevoll über ihre blühenden Wangen.

„Ach, so lange noch!“ schmolte Ilse und blickte auf die Uhr, welche die erste Stunde wies.

Langsam, entsetzlich langsam für das liebende Herz der jungen Braut rückte endlich die dritte Stunde heran. Ilse sprang von der Chatelouque, wo sie bis jetzt, jedoch ohne schlafen zu können, ein wenig geruht, auf und trat an das Fenster, von wo sie die nach Waldburg führende Chaussee überblicken konnte. Doch nichts,

nichts war zu sehen, nur dort unter der großen Linde klopfte ein alter Mann unerdrossen Steine, während mehrere kleine Kinder in dem Chausseestaub sich balgten.

„Kind, du wirst Toilette machen müssen!“ meinte der Vater, in das Zimmer tretend, „es ist bald vier Uhr, um ein halb fünf ist das Diner!“

„Daß nur Egon gar nicht kommt!“ Hörbar schlug der kleine, zierliche Fuß auf.

„Geduld, Kind, Geduld, beim Militär kann nicht jeder Pensionat Urlaub nehmen, und deshalb hat er nicht gleich nach dem Dienst fortgetonnt.“

Ilse hatte ihre Toilette soeben beendet, sie sah noch einmal aus dem Fenster.

„Ach, jetzt kommt er!“ jubelte sie. „Sieh, Papa, dort kommt ein Wagen.“

[8]

Sie wies nach der Chaussee, auf welcher in der That ein Wagen sichtbar wurde, den ein Soldat lenkte.

„Aha, er hat Krümpferjähre genommen, Sparamer, junger Mann!“ lachte der Vater.

Setzt fuhr der Wagen vor das Portal, der Schlag wurde geöffnet, und zum Erstaunen Mies' stieg aus dem Wagen die stattliche Gestalt Gustav's, in einen weiten gelben Staubmantel gehüllt, der gleich darauf das Häuchlein ihrer stärkeren Hälfte folgte.

„Wer ist denn das, Papa?“

„Major von Dachsel, mein alter Kriegskamerad, nebst Gattin; er ist der Commandeur von Egon.“

Vater und Tochter gingen in den Empfangsalon herunter. Dachsel und Wolf begrüßten sich auf das Herzlichste.

„Sage mal, warum hast du denn meinen kleinen Freund, den Lieutenant von Egerstein, nicht mitgebracht?“ fragte Wolf nach der ersten Begrüßung.

Dachsel blickte einen Augenblick den Freund verwundert an.

„Ach so, ich vergaß, hat ja gestern dein Pferd geritten; ein Glück für ihn, daß er gewonnen, hätte ihn sonst noch strenger bestraft!“

„Was — bestraft?“

„Na natürlich — ohne Urlaub zum Rennen gefahren, dort geritten, einen Tag Stubenarrest!“

„Du mußt ihn sofort herauslassen!“

„Oho, alter Freund, scherze nicht, wie sollte ich wohl? Ein Telegraph oder Telephon geht nicht von hier nach Waldburg und dann frage ich doch überhaupt warum?“

„Weil er sich gestern mit meiner Tochter verlobt hat und ich die Verlobung hier proklamieren wollte.“

„Fatal; das hätte mir der Egerstein aber auch sagen können!“

„Du wirst ihn wohl zu sehr angebrummt haben!“

Graf Veil trat zu den beiden. Man theilte ihm den Vorfall mit.

„Ja wenn ich ihn nur benachrichtigen könnte,“ meinte Dachsel, „ich wollte ihn ja gerne seines Arrestes unter diesen Umständen entlassen, schon deiner Tochter wegen, bester Wolf.“

„Da kann Rath werden,“ meinte Graf Veil, „ich sende sofort einen reitenden Boten nach der eine Viertelstunde entfernten Telegraphenstation, dann kann er in etwa zwei Stunden hier sein.“

„Gut,“ rief der Major, warf schnell einige Worte zu Papier und reichte dasselbe dem eintretenden Diener.

„Egon wird erst in zwei Stunden hier sein, er hat noch Dienst, den er nicht übergeben konnte,“ tröstete der Vater Mies, der bereits die hellen Thränen in den Augen standen, „wie ich dir schon sagte, ein Lieutenant kann nicht immer frei über seine Zeit disponieren.“

Vor Kummer und Aerger war Egerstein am Nachmittag etwas auf dem harten Ledersofa eingeschlafen. Aus einem

herrlichen Traum weckte ihn das Knarren der Thür. Er blickte auf und sah Bopp kläglichen Anstiches eintreten.

„Nun, zurück von Siegsburg? Hast du Antwort mit?“ Bopp stand mit jammervoller Miene und schlottenden Antelen vor seinem Herrn.

„So rede doch, Bopp; ich glaube gar, du bist betrunken!“

„Gerr Lieutenant, ich konnte nicht nach Siegsburg gehen, denn ich habe den Brief verloren und kann ihn nicht wiederfinden.“

Nach weiterem Forchten erfuhr denn Egon endlich, daß der brave Bopp unterwegs in einem Dorfweirthehause eingekerkert sei, dort Bekannte getroffen, und als er habe aufbrechen wollen, der Brief verschwunden gewesen sei.

„Na warte,“ rief Egerstein zornig, „morgen werde ich dich dem Hauptmann melden und du wirst in Arrest kommen und alsdann in die Compagnie zurücktreten.“

„Ach, Herr —“

Ein Pochen an der Thür ließ ihn verstummen; auf Egon's herein trat der Telegraphenbote ein. Hastig entriß ihm Egerstein das Papier, und bevor Bopp sich von seinem Erstaunen erholen konnte, rief sein Herr:

„Schnell, Bopp, besorge einen Wagen, lege die guten Sachen hin, ich muß sofort fahren!“

Als Egon eine Viertelstunde darauf in einem Briefwagen davongerasselt war, betrachtete Bopp kopfschüttelnd das Telegramm, welches folgende Zeilen enthielt:

„Sind frei, kommen sofort, werden erwartet.“

Dachsel.“

Er zupfte seinen Rock zurecht und ergriff dabei etwas Anstirnendes. Er griff in die Tasche, jetzt war das räthselhafte Verschwinden des Briefes gelöst, derselbe war durch eine aufgetrennte Naht zwischen Tuch und Futter gekommen. Bopp las aufmerksam die Adresse, nickte bedeutungsvoll mit dem Kopf und murmelte:

„Der Lieutenant will gewiß heirathen, deshalb blieb er heute den ganzen Tag zuhause, um es sich ordentlich zu überlegen.“

* * *

In Siegsburg wurde im kleinen Kreise ein solennes Verlobungsfest gefeiert. Dachsel toastete auf seine zukünftige Regimentsdame. Weider sollte ihm dieser Wunsch, Mies als seine Lieutenantin in Waldburg begrüßen zu können, nicht in Erfüllung gehen, denn ein Vierteljahr vor seiner Hochzeit wurde Egon auf Wunsch seines Schwiegervaters zu den Husaren nach Wackerstein versetzt, und hat Anita mit Urlaub noch manches schöne Rennen auch in Trauenstein eingeheimt.

„Das schönste Rennen,“ plegte aber seine Mies, die mittlerweile Frau Rittmeisterin und Mutter zweier prächtigen Ruben geworden ist, zu sagen, „war doch jenes Rennen, als du ohne Urlaub in Trauenstein siegest.“

Bunte Zeitung.

* **Im Zeughause zu Berlin** ist seit Dienstag der Raum, in welchem sich Erinnerungszeichen der verewigten Kaiser Wilhelm und Friedrich befinden, für den öffentlichen Besuch freigegeben worden. In der Mitte des Raumes erhebt sich auf einem Granitsockel die Ehrendenkäule, welche dem Kaiser Wilhelm von den Offizieren des preussischen Heeres zu seinem 60jährigen Dienstjubiläum am 1. Januar 1867 gewidmet wurde. Im Vordergrund links ist die Ehrendenkäule aufgestellt, welche dem Könige Wilhelm von Krieger aus dem Landwehrverbande Weisfalens zum 70jährigen Dienstjubiläum gewidmet wurde. Als Pendant haben links zwei silberne und drei goldene Vorbeerkränze, Ehrengaben, Platz gefunden. Am Fenster links steht die Ehrendenkäule zum Gedächtniß der Stiftung des Eisernen Kreuzes, dem Könige Wilhelm am 31. Januar 1871 von den Senioren des Eisernen Kreuzes von 1813 gewidmet. In einer Vitrine am Fenster rechts sind weitere Ehrengaben aufgestellt. Die zahlreichen Orden und Kriegsdenkmalen der beiden Kaiser sind in fünf Glasfassen für Kaiser Wilhelm, und in drei Glasfassen für Kaiser Friedrich um die große Ehrendenkäule in der Mitte gruppiert. Der werthvollste Orden ist der türkische Nischen-Imtiaz-Orden des Kaisers Wilhelm in Brillanten, welcher 20,000 M. repräsentirt. In der Fenstermitte links ist ein zerhauener Helm vom 7. Kürassierregiment aufgehängt, welcher auf Befehl des Kaisers Wilhelm vom Schlachtfelde von Mars la Tour aufgenommen wurde. Ueber ihm hängen zwei französische Kürasse vom selben Schlachtfelde. In der rechten Nische sieht man gleiche Ausrüstungsstücke, welche Kaiser Friedrich bei Wörth hat aufgenommen lassen.

* **„Wer ist Rembrandt?“** Unter dieser fragenden Ueberschrift hat soeben ein wohl nicht nur uns bisher völlig unbekannter Kunsthistoriker — Max Lautner in Breslau — ein stattliches, mit mathematischer Gewissenhaftigkeit gearbeitetes Werk veröffentlicht, durch das die aufgeworfene Kunst- und kulturgeschichtlich bedeutsame Frage eine Antwort findet, die den

neueren Rembrandt-Forscher neben dem Gefühl der Ueberzeugung auch das einer gewissen Bedrückung bereiten dürfte. Die Quelle, aus welcher der Verfasser die Gründe für seine Antwort schöpft, ist doppelter Natur: geistiger, psychologischer und empirischer, photochemischer. Lautner vergleicht einmal den Namen Rembrandt mit dem Inhalte der ihm zugeschriebenen Gemälde und erfährt, daß beide hinsichtlich ihres sittlichen Wertes nicht in Einklang zu bringen sind; er schließt, daß Rembrandt nicht der Maler der Bilder sein kann und durchsichtigt nun mittels des Lichtes im Dienste der Photographie die Gemälde selbst, wobei er nicht allein die Fälschung durch das Rembrandtzeichen entdeckt, sondern auch das Malzeichen, den Namenszug des wahren Künstlers auffindet! Das ist für die gesammte Kunsthistorie von epochemachender Bedeutung. Der Verfasser hat demnach völlig recht, wenn er seine scharfen und glücklichen Forschungen „Grundlagen zu einem Neubau der holländischen Kunstgeschichte“ nennt. — Lautner weist nach, wie der bestehende Autorbegriff „Rembrandt“ irrthümlich, und wie der Name Rembrandt nur infolge alter Namensfälschungen auf den Werken des wahren Meisters der fraglichen Gemälde zu seiner heutigen Berühmtheit gelangt ist. Der eigentliche Rembrandt ist — Ferdinand Vol! — (Das kommt gleich nach den Ergebnissen der Majunk'schen Lutforschung. D. Red.)

* **Von dem Fischfang mit dem Cormoran**, wie ihn die Chinesen betreiben, entwirft der „Oriental Lloyd“ ein anschauliches Bild. Die zu diesem Betriebe verwandten Boote sind meistens groß genug, um drei oder vier Leute aufzunehmen. An der Spitze des Fahrzeuges steht der Kapitän, der gewöhnlich ein Dutzend abgerichteter Vögel unter seinem Befehl hat; in der Mitte des Fahrzeuges hat ein anderer Fischer vier bis sechs Vögel unter sich; zwischen diesen beiden Fischern steht ein dritter, mit einem langen Bambusstock bewaffnet, mit dem er das Wasser schlägt, um die Vögel zur Arbeit anzutreiben; im Hintertheil des Bootes sitzt endlich der Chineser, welcher das Fahrzeug fortbewegt und steuert. Die Cormorane werden meistens in dem Hause der Fischer ausgebrütet und abgerichtet, wenn sie noch sehr jung sind; bis zu ihrem 15. bis 20. Lebensjahre bleiben sie arbeitsfähig.

und sie haben, wenn gut dressirt, einen Marktwert von 15 bis 25 M. das Paar; man füttert sie mit Bohnenkuchen und Fischen. Die Vögel werden auf das Dablbord des Bootes gesetzt und sitzen auf ein gegebenes Zeichen nach allen Richtungen hin ins Wasser, tauchen unter und bringen die erbeuteten Fische nach dem Boote zu ihrem Herrn. Obgleich oft eine große Anzahl solcher Kähe beisammen sind, so verwechselt der Vogel doch niemals den seines Herrn mit einem anderen. Um den Hals ist jedem Cormoran ein Metallring gelegt, der eng genug ist, um den Vogel am Verschlingen von verkäuflichen Fischen zu verhindern, doch weit genug — der Ring wird nie abgenommen —, um das Verpeien der kleinen Fische, die dem Thiere als Nahrung dienen, zu gestatten. Um den Leib der Thiere ist meistens ein Riemen geschlungen, welcher dazu dient, die großen, knöchernen Seevögel bequem aus dem Wasser in das Boot zu heben. Jeder Vogel eines Rahnes hat eine Nummer, auf die er wie ein Hund auf seinen Namen hört. Nummer 1 ist der Doyen des Corps, der älteste an Jahren wie auch an Rang; er hat den Ehrenplatz an Bord auf der einen Seite in unmittelbarer Nähe des Kapitäns, er wird zuletzt ins Wasser gesetzt und zuerst in den Korb gesetzt, in welchem die Vögel nach vollbrachter Tagesarbeit in die Fischerhütte getragen werden. Cormoran Nr. 2 hat seinen Platz dem Vorgenannten zunächst, d. h. auf der anderen Seite des Bootes, und so geht es abwechselnd der Reihe nach bis Nr. 12, 18 usw. Sollte es vorkommen, daß man sich gegen diese Reihenfolge verbeugt, daß z. B. Nr. 5 vor Nr. 6 ins Wasser getrieben oder Nr. 4 vor Nr. 2 gesetzt wird, so würden die so „begrabirten“ Vögel gegen diese Ständesverletzung durch Schreie und Bewegungen nachdrücklich sich verwahren. Der Anblick eines solchen Bootes, auf dessen Dablbord die toden zurückgehobenen Cormorane mit dem Schnabel nach außenwärts zu gesetzt sind, ist ergötzlich genug; zuerst schüteln die Vögel das Wasser vom Gefieder, dann schlagen sie mit den Flügeln, gähnen, machen ihre Toilette, räuspeln sich und schauen sich dann mit listiger Würde und tiefstem Ernst an. Von ihrer Ueberlegung und ihrem Corpsgeist weiß man Verschiedenes zu berichten. So berichtet man, daß, wenn ein Vogel einen Fisch erfaßt hat, der ihm zu groß und schwer ist, er sofort von einem seiner Gefährten unterzückt werde.



Wissenschaft. Kunst. Literatur.

Bei Baumert u. Ronge in Großenhain und Leipzig ist soeben erschienen: *Stirb und werde!* Eine Dichtung von Adolf Brieger, dem Verfasser des Terzinenepos „König Humbert in Neapel“. In mannigfach wechselnden Rhythmen behandelt der Verfasser ein sich mit der Idee des Werthes berührendes, aber durchaus modern gefaßtes Thema in echt deutschem Geiste. Die Leidenschaft gebiert Leid und Schuld und ein trauriger und doch erhebender Ausgang verjöhnt in tragischem Stille. Das Goethe'sche „Stirb und werde“ deutet den Geist der Dichtung an.

Ein wichtiger literarischer Fund beschäftigt, wie man uns aus Rom schreibt, die dortigen wissenschaftlichen Kreise. Im Kloster Monte bei Nieti wurden über 60 alte Bände, darunter 60 Codices aus dem X. und XV. Jahrhundert durch Prof. Monaci für die Regierung in Beschlag gelegt. Dieselben behandeln alle Gebiete des Wissens, besonders Theologie, Liturgie, Civil- und kanonisches Recht, Philosophie zc. Darunter sind ferner mehrere kostbare palaeographische Werke mit prachtvollen Miniaturen. Der Fund wurde der Nationalbibliothek zugesprochen.

Die Zwistigkeiten der Direktion des Burgtheaters in Wien mit Frau Charlotte Wolter sind beigelegt; letztere schloß mit dem Burgtheater einen Vertrag auf Lebenszeit ab.

* Bei Karl Flemming in Glogau erscheint eine bedeutungsvolle Karte der Verbreitung der Deutschen in Europa. Nach österreichischen, russischen, preussischen, sächsischen, belgischen und schweizerischen amtlichen Quellen usw. Im Auftrage des Deutschen Schulvereins und unter Mitwirkung von H. Böck dargestellt von Professor Dr. S. Rabert. Maßstab = 1:925,000. In acht Sektionen. Preis pro Sektion 3 M. Keine der seit etwa 50 Jahren und zumal in dem letzten Jahrzehnt besonders zahlreich über diesen Gegenstand erschienenen Darstellungen in Wort und Bild kann über die Verbreitung der Deutschen, über die Stellung derselben zu ihren Nachbarn und über die im Laufe der Geschichte erfolgten Verschiebungen ihrer Sprachgrenzen so belehren, wie die in dem vorliegenden Unternehmen zum erstenmal gebotene Karte der Verbreitung der Deutschen in Europa in den Jahren 1844 bis 1888, welche eine Uebersicht giebt: über das deutsche Sprachgebiet, alle jetzigen deutschen Niederlassungen und Sprachinseln von Galatz bis zur Wolga und dem Kaukasus, sowie

die im Westen, Süden und Osten dem Deutschthum verloren gegangenen Bezirke. Diese Karte ist die Frucht jahrzehntelanger Studien und vieler Reisen des verdienstvollen, im Mai 1890 verstorbenen Prof. Dr. S. Rabert, welcher erst kurz vor seinem Tode die Freude hatte, das Hauptwerk seines Lebens in abgeschlossener Vollendung dem Druck übergeben zu können — eine Aufgabe, deren Fortführung der Freund und Mitarbeiter des Dahingegangenen, Geheimrath Prof. Dr. H. Böck, übernommen hat. Ueber 20 verschiedene Farböne müssen bei der Herstellung der noch fehlenden Sektionen verwendet werden. Die uns vorliegende Sektion 2 umfaßt nördlich noch die Insel Bornholm und das skandinavische Fenn, enthält die Mittelpunkte Berlin, Dresden und Warschau und reicht südlich bis nach Krakau. Sie ist in 8 Farbönen ausgeführt. Das Format ist quadratisch mit 80 cm Seitenlänge. Für Historiker, Ethnographen und Reisende wird diese Karte bald unentbehrlich, aber auch für den Kaufmann, wie für alle, welche Beziehungen im Auslande unterhalten, sehr nützlich sein. In der deutschen Schule aber wird dieses musterhaft schön und klar ausgeführte Kartenwerk wahrlich nicht fehlen dürfen.

* Die Wettervorhersage. Von Prof. Dr. J. von Seebber (Stuttgart, F. Enke, 1891.) Der Verfasser, dessen sämtliche, an Zahl nicht gerade geringe Publikationen sich immer durch denselben Bienenfleiß auszeichnen, mit dem er das grundlegende Material zusammenträgt und bearbeitet, hat in dem vorliegenden Werkchen, gestützt außerdem auf eigene 15jährige praktische Erfahrungen, sich die Aufgabe gestellt, das „große Publikum“ für die praktische Seite der Meteorologie; die Wetterprognose, zu interessieren und bei demselben ein Verständnis anzubahnen, welches soweit geführt werden soll, daß auch der Laie imstande ist, eine Wetterkarte zu lesen, d. h. aus einer ihm vorliegenden Wetterkarte selbst den Schluß zu ziehen auf die mit Wahrscheinlichkeit zu erwartende Witterung unter Zuhilfenahme eigener Lokalbeobachtungen. Unseres Erachtens ist der Verfasser an diese Aufgabe in einer nirgend ermüdenden dozierenden Weise herangetreten und hat sie in meisterhafter Weise gelöst. Man findet in dem in leicht sitzender Rede und doch durchaus wissenschaftlich verfaßten Buche eine solche Fülle von belehrenden Kartenbeispielen, daß selbst diejenigen, denen ein tieferes Eingehen auf den Gegenstand unbequem ist, in die Lage versetzt werden, aus einer beliebigen Wetterkarte nach der Methode der Analogie eine Prognose von befriedigender Treffsicherheit zu stellen. Ist nun somit naturgemäß das Hauptaugenmerk auf den praktischen Zweck gerichtet, so enthält es doch auch neben einer geschichtlichen Einleitung soviel Theorie, daß es — den neuesten Standpunkt der Wissenschaft vertretend — für viele ein Compendium der Meteorologie erlesen bezw. entbehrlich machen wird. Allerdings erscheint es von diesem Gesichtspunkte aus erwünscht, daß der Verfasser das Buch bei einer etwaigen zweiten Auflage um ein alphabetisches Sachregister vermehrt, wodurch augenblickliche Informationen wesentlich unterstützt werden (z. B. Gredint — Mistföcke usw.). Doch kann auch jetzt schon das Buch als ein wirklich „für alle Berufsarten“ geschriebenes auf das wärmste empfohlen werden.

* Falkenstein, Herzlicher Reisebegleiter und Hausfreund. Eine Anleitung zur Verhütung von Krankheiten und Rathschläge zu deren Behandlung bei Mangel an ärztlicher Hilfe. Verlag von Th. Gr. Enslin (Richard Schöps) in Berlin, Luisenstr. 36. In Kalitband 6 M., in Lederband 7 M. Der Verfasser ist kein Neuling auf dem Gebiete der populären Belehrung. Er hat die Erfahrungen, welche er als Begleiter der Afrikaforcher Dr. B. Guebber, Dr. Reuschel-Loeche zc. in den Tropen sammelte, bereits zur Verwertung für überseeische Reisen in anerkannter Form der Öffentlichkeit übergeben. Mit dem Geschick eines erfahrungreichen Praktikers erfüllt er sein Programm. Er verweist den Laien nur in dem Nothfalle, wo sachverständige ärztliche Hilfe gänzlich mangelt, auf eingreifende Heilversuche, sonst führt er der Zweifelnden immer zu richtiger Bett an die Thür des Arztes, indem er sowohl überflüssige Ungewissheit als schädliches Zuzwarten vom dem Rathsuchenden fern hält. Er wird allen Anforderungen gerecht, da er außer allgemeinen erklärenden Belehrungen über den Bau des menschlichen Körpers, über Gesundheits- und Krankenpflege, Krankheitsbegriffe und ähnliches, die inneren und äußeren Erkrankungen der einzelnen Organe, Infektionskrankheiten, Frauen- und Kinderkrankheiten, Vergiftungen, Unglücksfälle, Seil- und Genußmittel, sowie Reisevorteile erläutert. Gute Abbildungen von Verbänden und ein übersichtliches Register erhöhen das Verständniß und die Leichtigkeit der Benutzung des Buches, welches sich sicherlich in kurzem viele Freunde erringen wird.

* Die Stempelgesetze für das Deutsche Reich und Preußen im Auszuge nebst dem vollständigen Stempelverzeichniß (unter Ausschluß des gerichtl. Stempelverzeichniß) mit Benutzung der neuesten Finanz-Ministerial-Reskripte. Zum Handgebrauch für Verwaltungsbeamte, Notare, Rechtsanwälte, Kaufleute und Gewerbetreibende zusammengestellt von Becherer, Landes-Steuerinspektor. 80 Pf. Düsseldorf, Felix Bagel.

